

ANDREW TAYLOR
Der Schlaf der Toten

Buch

England, 1819. Der Lehrer Thomas Shields tritt eine neue Stelle an einer Schule auf dem Land an. Zu seinen Schützlingen gehören auch zwei Jungen, die durch eine feste Freundschaft miteinander verbunden sind: der eine ein Amerikaner mysteriöser Herkunft namens Edgar; der andere ein Sohn aus reichem Hause, der scheue Charles Frant. Als Thomas die Mutter von Charles kennen lernt, fühlt er sich sofort zu der hinreißend schönen, aber zutiefst unglücklichen Frau hingezogen. Als Sophias Mann verschwindet und wenig später ermordet aufgefunden wird, gerät die Welt der Familie Frant völlig aus den Fugen. Zusammen mit Thomas Shields, der mittlerweile in den Haushalt der Frants aufgenommen wurde, zieht die Familie auf den Landsitz eines Cousins von Sophia. Und hier wird Thomas immer tiefer in ein tödliches Netz aus Lügen und Intrigen hineingezogen, aus dem es schließlich kein Entkommen mehr zu geben scheint. Und der kleine Edgar, Charles Frants treuer Freund mit der geheimnisvollen Vergangenheit, scheint dabei eine Schlüsselrolle zu spielen ...

Autor

Andrew Taylor wurde 1951 in Stevanage, England, geboren. Er ist der Autor zahlreicher preisgekrönter Kriminalromane, darunter die Romane der Lydmouth-Serie und der Roth-Trilogie, die ebenfalls als Goldmann Taschenbücher lieferbar sind. Mit der »Schlaf der Toten« verfasste er einen mitreißenden historischen Kriminalroman, der Presse wie Publikum begeisterte und als bester historischer Spannungsroman des Jahres mit dem Historical Dagger ausgezeichnet wurde. Außerdem war der Roman als schönstes Leseerlebnis des Jahres für den British Book Award nominiert. Weitere Informationen zu Andrew Taylor und seinen Romanen unter www.andrew-taylor.co.uk

Von Andrew Taylor bei Goldmann außerdem lieferbar:

Die Lydmouth-Serie:

Verblühte Rosen. Roman (45034) · Dunkle Verhältnisse. Roman (45533) · Die Pforten des Todes. Roman (45064) · Wen die Toten rufen. Roman (45961) · Die Wahrheit, die wir den Toten schulden (46255)

Die Roth-Trilogie:

Die vier letzten Dinge. Roman. (45063) · Das Recht des Fremdlings. Roman (45064) · Eine Messe für die Toten. Roman (45065)

Andrew Taylor

Der Schlaf
der Toten

Roman

Aus dem Englischen von
Monika Koch

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
»The American Boy«
bei Flamingo, an imprint of HarperCollinsPublishers London



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann-Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2007

Copyright © der Originalausgabe 2003 by Andrew Taylor

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: photonica/SpecialPhotographers

Redaktion: Irmgard Perkounigg

AB · Herstellung: sc

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-46421-0

www.goldmann-verlag.de

Für Sarah und William
Und, wie immer, für Caroline

*I would not, if I could, here or to-day, embody
a record of my later years of unspeakable
misery, and unpardonable crime.*

*Selbst wenn ich es vermöchte,
würde ich hier oder heute keinen Bericht
über meine späteren Jahre
voll unaussprechlichen Elends und
unverzeiblicher Verbrechen vorlegen.*

Aus *William Wilson* von Edgar Allan Poe

Inhalt

Die Familie Wavenhoe, 1819

8

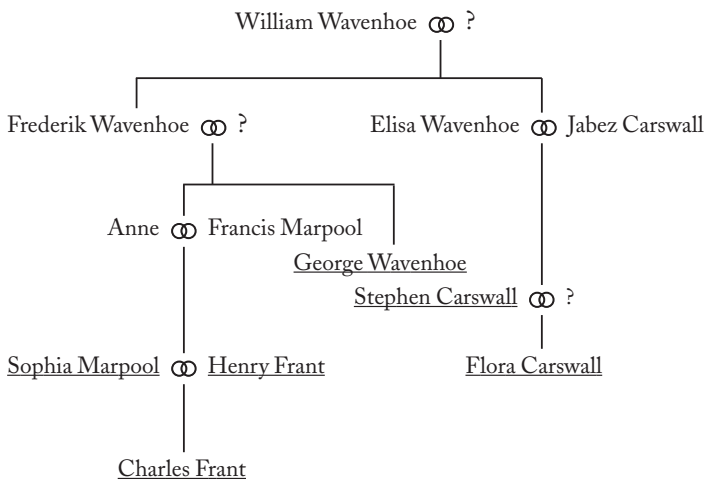
Bericht von Thomas Shield, 1819–1820

9

Anhang, 1862

543

Die Familie Wavenhoe 1819



Die unterstrichenen Namen kennzeichnen jene Familienmitglieder, die im September 1819 noch lebten.

BERICHT
VON THOMAS SHIELD

8. September 1819–23. Mai 1820

1

Den Lebenden schulden wir Respekt, erklärt uns Voltaire im *Première Lettre sur Oedipe*, doch den Toten schulden wir nur die Wahrheit. Die Wahrheit ist, dass sich die Welt zuweilen wandelt und ein Mann nichts davon bemerkt, weil sein Kopf mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt ist.

Am 8. September 1819, einem Mittwoch kurz vor Mittag, sah ich Sophia Frant zum ersten Mal. Beim Verlassen des Hauses in Stoke Newington stand sie für einen Augenblick in der geöffneten Tür wie in einem Bilderrahmen. Irgendetwas, vielleicht eine Bemerkung oder auch nur eine unerwartete Bewegung im Halbdunkel der Halle hinter ihr, ließ sie innehalten.

Was mich zuallererst gefangen nahm, waren die großen blauen Augen. Die weiteren Einzelheiten des Bildes blieben in meinem Gedächtnis so unmerklich haften wie Kletten an einem Mantel. Mrs. Frant war weder groß noch klein und besaß ein wohlgeformtes blasses Gesicht. Sie trug einen kunstvoll gearbeiteten, mit Blumen verzierten Hut und ein Kleid mit weißem Rock, ebensolchen Puffärmeln und einem blassblauen Mieder, so blau wie die flachen Schuhe, die unter dem Rocksäum hervorspitzten. In der Linken hielt sie ein Paar weiße Handschuhe und ein kleines Retikul.

Ich hörte, wie hinter mir der Diener vom Kutschbock heruntersprang und geräuschvoll die Stufen der Kutsche ausklappte. Ein untersetzter, ganz in Schwarz gekleideter Mann in mittleren Jahren trat zu der Dame vors Haus und bot ihr seinen Arm, um sie zur Kutsche zu geleiten. Niemand achtete auf mich. Der Weg, der vom Haus zur Straße führte, wurde auf beiden Seiten von niedrigen Büschen gesäumt, die ihrerseits von einem Gitterzaun

eingerahmt waren. Mich schwindelte, und ich musste mich an einem der senkrechten Stäbe festhalten.

»Wie gesagt, Madam«, bemerkte der Mann und setzte damit offenbar eine bereits im Inneren des Hauses begonnene Unterhaltung fort, »unsere Schule liegt in einer ländlichen Gegend, und die Luft hier draußen ist zweifellos gesünder.«

Die Lady streifte mich mit einem kurzen Blick und lächelte mir zu. Das kam so überraschend, dass ich vergaß, mich zu verbeugen. Der Diener öffnete den Schlag, und der untersetzte Mann half der Dame in die Kutsche.

»Ich danke Ihnen, Sir, dass Sie mir Ihre Zeit geopfert haben«, murmelte die Lady.

Der Mann beugte sich über ihre Hand. »Das ist wirklich nicht der Rede wert, Madam. Bitte übermitteln Sie Mr. Frant meine besten Grüße.«

Ich stand da und kam mir vor wie ein Idiot. Der Diener schloss den Schlag, klappte die Stufen ein und kletterte auf seinen Sitz. Die hölzerne Verkleidung der Kutsche war blau lackiert, und die vergoldeten Speichen blinkten im Sonnenlicht.

Der Kutscher wickelte die Zügel von der Peitschenhalterung ab. Dann ließ er die Peitsche knallen, und prompt setzten sich die beiden Braunen, deren Fell mit dem Hut des Kutschers um die Wette glänzte, in Bewegung und strebten unter Geklingel durch die kleine Seitenstraße der High Street zu. Der untersetzte Mann hob die Hand, was allerdings eher nach einem Segen als nach Winken aussah. Als er sich schließlich wieder dem Haus zuwandte, fiel sein Blick auf mich.

Ich ließ das Geländer fahren und zog schwungvoll meinen Hut. »Mr. Bransby? Will sagen, habe ich die Ehre ...?«

»Ja, die haben Sie.« Er starrte mich aus blassblauen Augen an, die zum Teil von rosafarbenen, leicht gequollenen Lidern verdeckt wurden. »Und was ist Ihr Begehrt?«

»Mein Name ist Shield, Sir. Thomas Shield. Meine Tante, Mrs. Reynolds, hat Ihnen geschrieben, und Sie waren so liebenswürdig ...«

»Ja, ja.« Reverend Bransby hielt mir einen Finger hin, damit ich ihn schüttelte. Dabei musterten mich seine Augen von Kopf bis Fuß. »Sie sehen Ihrer Tante überhaupt nicht ähnlich.«

Er geleitete mich den Weg entlang und durch die offen stehende Tür in eine vollkommen mit Holz getäfelte Halle. Von irgendwoher drang Gesang an mein Ohr. Mr. Bransby öffnete die Tür zu seiner Rechten und betrat einen Raum, der offensichtlich als Bibliothek diente. Ein türkischer Teppich bedeckte den Boden, und die beiden Fenster gingen auf die Straße hinaus. Schwer ließ er sich in den Sessel hinter dem Schreibtisch fallen, streckte die Beine aus und schob zwei Finger in die rechte Westentasche.

»Sie machen einen erschöpften Eindruck.«

»Ich bin den ganzen Weg von London bis hierher zu Fuß gegangen. Das hat mich erhitzt.«

»Nehmen Sie Platz.« Bransby zog eine elfenbeinerne Tabakdose aus der Tasche, schnupfte eine Prise und schnäuzte sich anschließend in ein braunfleckiges Taschentuch. »Sie suchen also eine Stelle, richtig?«

»Ja, Sir.«

»Mrs. Reynolds führt in ihrem Brief zumindest zwei gute Gründe an, die Sie eigentlich für jeden Posten, den ich Ihnen unter Umständen anbieten könnte, als ungeeignet erscheinen lassen.«

»Falls Sie erlauben, würde ich gern versuchen, Ihnen die Umstände näher zu erklären.«

»Man könnte auch einwenden und sagen, dass die Fakten für sich sprechen. Ihre letzte Stellung haben Sie ohne Referenzen verlassen. Und falls ich Ihre Tante richtig verstanden habe, so waren Sie erst kürzlich dem Irrenhaus nahe.«

»Ich will keine der Anschuldigungen bestreiten, Sir, aber es gibt Gründe, warum sich diese Vorfälle ereignet haben und warum eine Wiederholung ausgeschlossen ist.«

»Ich gebe Ihnen genau zwei Minuten, um mich zu überzeugen.«

»Mein Vater, Sir, war Apotheker in Rosington. Sein Geschäft florierte. Einer seiner Gönner, ein Kanonikus der Kathedrale, nahm mich als Schüler in die Lateinschule auf. Nach Beendigung der Schule schrieb ich mich im Jesus College in Cambridge ein.«

»Haben Sie dort ein Stipendium erhalten?«

»Nein, Sir. Mein Vater hat mich unterstützt. Er wusste, dass ich nur wenig Neigung für den Beruf des Apothekers verspürte, und riet mir, den geistlichen Stand anzustreben. Unglücklicherweise ist er kurz vor Beendigung meines ersten Studienjahres einem Faulfieber erlegen. Da sein Besitz völlig überschuldet war, musste ich die Universität ohne Abschluss verlassen.«

»Und Ihre Mutter?«

»Sie starb bereits, als ich noch ein Junge war. Der Leiter der Lateinschule, der mich von klein auf kannte, stellte mich nach dem Tod meines Vaters als Hilfslehrer für die jüngeren Schüler ein. Einige Jahre lang ging alles gut. Doch dann, leider, starb auch er, und sein Nachfolger war mir nicht im selben Maße wohlgesinnt.« Ich zögerte einen Moment. Dieser Nachfolger hatte eine Tochter mit Namen Fanny, und die Erinnerung an sie schmerzte mich noch immer. »Wir hatten einige Meinungsverschiedenheiten, Sir, und – um es kurz zu machen – ich sagte einige dumme Sachen, die ich augenblicklich bedauerte.«

»Wie das für gewöhnlich der Fall ist«, meinte Bransby.

»Damals, im April 1815, fiel ich einem Rekrutierungsoffizier in die Hände.«

Bransby genehmigte sich eine weitere Prise Tabak. »Ohne Zweifel machte er Sie so betrunken, dass Sie ihm den Shilling des Königs förmlich aus der Hand rissen, um allein gegen das Monster Napoleon Bonaparte ins Feld zu ziehen. Nun, Shield, diese Geschichte bestärkt nur meinen Eindruck, dass Sie ein unbesonnener, eigensinniger und kampfeslustiger junger Mann sind und offenbar keinen Alkohol vertragen. Doch wollen wir jetzt zur Geschichte mit dem Irrenhaus kommen.«

Ich quetschte die Krempe meines Hutes so fest zusammen, bis

sie dem Druck nachgab. »Sir, in meinem ganzen Leben war ich noch in keinem Irrenhaus.«

Mr. Bransby runzelte die Stirn. »Aber Mrs. Reynolds schreibt, dass Ihre Freiheit eingeschränkt wurde und Sie einige Zeit in der Obhut eines Arztes lebten. Ob in einem Irrenhaus oder nicht, ist in diesem Fall ohne Bedeutung. Wie sind Sie in diese Lage geraten?«

»Im letzten Krieg wurden leider sehr viele Männer verwundet. Mich traf die Verwundung nicht nur körperlich, sondern auch seelisch.«

»Ihre Seele wurde verwundet? Das klingt für mich wie die unbestimmten Äußerungen einer jungen Lehrerin. Warum sagen Sie es nicht ganz offen? Ihr Verstand hat im Krieg gelitten.«

»Ja, Sir. Ich war krank, Sir. Wie im Fieber habe ich unbesonnen gehandelt.«

»Unbesonnen? Guter Gott, so nennen Sie das also? Soweit ich unterrichtet bin, schleuderten Sie in der Rotten Row ihren Waterloo-Orden nach einem Offizier der Garde.«

»Was ich zutiefst bedaure, Sir.«

Mr. Bransby schnäuzte sich, und die kleinen Augen blickten wässrig drein. »Es ist richtig, dass Ihre Tante die beste Haushälterin war, die meine Eltern jemals besaßen. Als Kind hatte ich niemals Grund, an ihrer Aufrichtigkeit und Freundlichkeit zu zweifeln. Aber diese beiden Vorfälle ermutigen mich nicht gerade, einen Verrückten und Trinker als Autoritätsperson für Jungen einzusetzen, die meiner Fürsorge anvertraut sind.«

»Sir, ich bin weder das eine noch das andere.«

Er starrte mich an und fuhr dann fort: »Noch dazu einen, für den sich keiner seiner früheren Arbeitgeber verwendet.«

»Aber meine Tante verwendet sich für mich. Da Sie Mrs. Reynolds kennen, Sir, so wissen Sie, dass sie so etwas nicht leichtfertig tut.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Durch das offen stehende Fenster drang Hufgeklapper herein, und eine Fliege surrte durch die schwüle Luft. Ich spürte, wie ich langsam im

heißen Ofen meiner Kleidung gebacken wurde. Mein schwarzer Rock war für einen solch schönen Tag viel zu warm, aber ich besaß nur diesen einen. Und ich hatte ihn bis zum Hals zugeknöpft, weil ich kein Hemd darunter trug.

Ich erhob mich. »Ich möchte Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen, Sir.«

»Seien Sie so gut, und setzen Sie sich wieder. Ich habe diese Unterhaltung noch nicht beendet.« Bransby griff nach seiner Brille und zwirbelte sie zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her. »Ich habe mich dazu entschlossen, Sie auf die Probe zu stellen.« Er sagte das so bestimmt, als ob er ein Kreuzverhör vor Gericht plante. »Ich bewillige Ihnen Kost und Logis für ein Vierteljahr und zahle Ihnen außerdem eine kleine Summe, damit Sie sich angemessen kleiden können, wie es sich für einen Hilfslehrer an dieser Schule geziemt. Falls mir Ihr Betragen in irgendeiner Weise missfällt, werden Sie diese Schule auf der Stelle verlassen. Falls sich die Dinge jedoch zufrieden stellend entwickeln, werde ich nach Ablauf der drei Monate entscheiden, unsere Übereinkunft unter Umständen zu neuen Bedingungen fortzusetzen. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

»Ja, Sir.«

»Ziehen Sie an der Glocke dort. Vor Ihrer Rückkehr nach London sollten Sie noch eine kleine Erfrischung zu sich nehmen.«

Ich erhob mich ein weiteres Mal und zog an der Klingelschnur links vom Kamin.

»Sagen Sie«, fuhr Mr. Bransby dann in unverändertem Tonfall fort, »ist Mrs. Reynolds dem Tode nah?«

Ich fühlte, wie die Tränen hinter meinen Lidern brannten. »Sie hat sich mir bisher nicht anvertraut, Sir, aber ich sehe, wie sie von Tag zu Tag schwächer wird.«

»Es tut mir Leid, das zu hören. Gehe ich richtig in der Annahme, dass sie über kleine jährliche Einkünfte verfügt? Sie dürfen mir solch direkte Fragen nicht übel nehmen, Shield. Unter den gegebenen Umständen halte ich es für besser, offen über derartige Dinge zu sprechen.«

Der Grat zwischen Offenheit und Brutalität war äußerst schmal, und ich war mir nicht sicher, auf welcher Seite Mr. Bransby stand. Es klopfte an der Tür.

»Herein!«, rief Mr. Bransby.

Ich wandte mich um, denn ich erwartete, dass ein Diener auf das Läuten herbeigeeilt war. Stattdessen schlüpfte ein kleiner, reinlich gekleideter Junge ins Zimmer.

»Ah, Allan. Guten Morgen.«

»Guten Morgen, Sir.«

Bransby und er schüttelten einander die Hand.

»Mach einen Diener vor Mr. Shield, Allan«, befahl Mr. Bransby. »In den kommenden Wochen wirst du ihn öfter sehen.«

Allan sah mich kurz an und tat, wie ihm geheißen. Er war ein gut gewachsener Junge mit großen, leuchtenden Augen und hoher Stirn. Er hielt einen Brief in der Hand.

»Sind Mr. und Mrs. Allan wohlauf?«, erkundigte sich Bransby.

»Ja, Sir. Mein Vater hat mir Grüße an Sie aufgetragen und mich gebeten, Ihnen diesen Brief zu überbringen.«

Bransby überflog das Schreiben und ließ es dann auf den Schreibtisch fallen. »Ich vertraue darauf, dass du dich nach diesem langen Wochenende mit noch größerer Anstrengung deinen Studien widmen wirst. Müßiggang bekommt dir nicht.«

»Nein, Sir.«

»*Adde quod ingenuas didicisse fideliter artes.*« Er tippte dem Jungen gegen die Brust. »Gliedern und vervollständigen.«

»Es tut mir Leid, Sir, aber das kann ich nicht.«

Beiläufig versetzte Bransby dem Jungen eine Ohrfeige und wandte sich dann an mich. »Und Sie, Mr. Shield? Die Gliederung kann ich Ihnen vermutlich ersparen, aber darf ich Sie bitten, den Satz zu vervollständigen?«

»*Emollit mores nec sinit esse feros.* Edle Künste getreu zu erlernen macht den Charakter sanft und nimmt ihm die Wildheit.«

»Siehst du, Allan. Mr. Shield hat immer gut gelernt. *Epistulae ex ponto*, zweites Buch. Er kennt seinen Ovid, und genau das solltest du auch.«

Als wir wieder allein waren, wischte sich Bransby mit dem fleckigen Taschentuch die Tabakkrümel von den Nasenflügeln. »Man muss ihnen zeigen, wer der Herr ist«, meinte er. »Denken Sie stets daran, Shield. Freundlichkeit ist gut und schön, aber auf lange Sicht kommt man damit nicht weit. Nehmen Sie den kleinen Edgar Allan. Der Junge ist begabt, kein Zweifel, aber seine Eltern verhätscheln ihn. Mich schaudert bei dem Gedanken, wo er ohne die nötige Züchtigung stünde. Die Rute zu missachten verdirbt das Kind.«

So also hat es sich gefügt, dass ich innerhalb weniger Minuten nicht nur eine respektable Anstellung und ein Dach über dem Kopf erhielt, sondern auch Mrs. Frant und dem kleinen Edgar Allan zum ersten Mal begegnete. Obgleich ich den leichten fremdländischen Akzent des Jungen sofort bemerkte, war mir damals noch nicht klar, dass der kleine Allan Amerikaner war.

Und noch sehr viel weniger ahnte ich, dass Mrs. Frant und Edgar Allan mich Schritt für Schritt weiter in das dunkle Herz eines Labyrinths voll schrecklicher Geheimnisse und schlimmster Verbrechen ziehen sollten.

2

Bevor ich jedoch in das Labyrinth eintrete, möchte ich kurz auf die Geschichte meiner geistigen Verwirrung eingehen.

Seit meiner Schulzeit hatte ich meine Tante Reynolds nicht mehr gesehen. Dennoch bat ich, nach ihr zu schicken, als man mich ins Gefängnis steckte, denn außer ihr hatte ich niemanden mehr, mit dem mich verwandtschaftliche Beziehungen verbanden.

Vor Gericht trat meine Tante entschieden für mich ein. Einer der Richter war früher Soldat gewesen und mir deshalb gnädiger gesinnt. Aber da ich meinen Orden vor einer Reihe von Zeugen nach dem Offizier geworfen und dabei obendrein auch noch »Sie Mörder« geschrien hatte, hielt mich wohl niemand mehr,

nicht einmal ich selbst, für unschuldig. Obendrein sann der Gardeoffizier auf Rache. Der Orden hatte ihn zwar nur leicht getroffen und so gut wie nicht verletzt, aber das Pferd hatte gescheut und den Offizier den Ladys direkt vor die Füße geworfen.

So, wie sich die Sache darstellte, gab es nur eine Lösung. Ich musste mich für unzurechnungsfähig erklären. Damals hatte ich wenig dagegen einzuwenden. Die Richter stellten also fest, dass ich von Zeit zu Zeit unter einer gewissen Unzurechnungsfähigkeit litt und in einem solchen Augenblick den Offizier auf dem schwarzen Pferd beleidigt hatte. Man kam überein, dass es sich um eine vorübergehende Störung handelte, die sich bei entsprechender Behandlung in absehbarer Zeit legen würde. Das machte es möglich, mich der Obhut meiner Tante zu übergeben.

Diese vereinbarte mit Dr. Haines, den sie während der Gerichtsverhandlung konsultiert hatte, dass er mich zur Therapie bei sich aufnahm. Haines war ein humaner Arzt. Er lehnte es ab, die Kranken wie Hunde anzuleinen, und lebte zusammen mit seiner Familie stets in der Nähe seiner Patienten. »Ich halte es mit Terenz«, sagte er zu mir. »*Homo sum; humani nil a me alienum puto*. Natürlich haben einige arme Kerle seltsame Gewohnheiten, die nicht immer zu unserer Gesellschaft passen, aber sie sind zweifellos aus demselben Ton geformt wie Sie oder ich.«

Die meisten von Dr. Haines' Patienten waren verrückt oder geistig behindert, einige gewalttätig, andere wiederum nur nährisch, aber zu bedauern waren sie alle: syphilitisch, idiotisch oder Opfer beängstigender Wahnvorstellungen oder ständig wechselnder Extreme wie bei der *folie circulaire*. Es gab nur sehr wenige Patienten, die, wie ich, nicht bei den anderen wohnen mussten und ihre Mahlzeiten zusammen mit dem Arzt und seiner Frau im privaten Teil des Hauses einnehmen durften.

»Geben Sie ihm Zeit und Ruhe, moderate Bewegung und gute, kräftige Nahrung«, erklärte der Arzt meiner Tante in meinem Beisein, »und Ihr Neffe wird sich bald vollständig erholen.«

Anfangs mochte ich seine Worte nicht recht glauben. Meine

Träume waren vom Stöhnen der Sterbenden, von Todesangst und quälenden Gedanken an meine unwürdige Existenz erfüllt. Weshalb sollte ich denn leben? Womit hatte ich dieses Leben verdient, wo doch so viele bessere Männer gestorben waren? Anfangs wachte ich Nacht für Nacht in Schweiß gebadet auf; mein Puls raste, und ich meinte, meine Schreie noch zu hören, obwohl sie doch längst verhallt waren. Nachts schrien in diesem Haus viele Menschen, weshalb also nicht auch ich?

Der Doktor erachtete meine Träume jedoch für gar nicht gut und verabreichte mir jeden Abend eine Dosis Laudanum, was die Unruhe dämpfte oder ihr zumindest die Spitze nahm. Außerdem drang er darauf, dass ich mich aussprach und alles berichtete, was ich getan und gesehen hatte. »Schädliche Erinnerungen müssen genauso behandelt werden wie unbekömmliches Essen. Es ist besser, sie von sich zu geben, als sie im Innern des Körpers zu belassen.« Ich schenkte ihm keinen Glauben, denn ich hing gewissermaßen an meinem Elend, weil es alles war, was ich besaß. Ich behauptete, dass ich mich nicht erinnern könne, ich täuschte große Erregung vor, und ich weinte.

Nach einer oder zwei Wochen appellierte Dr. Haines äußerst listig an meinen Ehrgeiz, indem er mich fragte, ob ich seinen Sohn und seine Töchter morgens jeweils eine halbe Stunde lang in Latein und Griechisch unterweisen könnte. Als Gegenleistung wollte er meiner Tante einen angemessenen Teil der Kosten für meinen Aufenthalt erlassen. In der ersten Unterrichtswoche saß er bei uns im Salon und las, während ich mit seinen Kindern Grammatik paukte und sie Deklinationen aufsagen ließ. Nach und nach hielt er sich immer weniger bei uns auf.

»Sie haben eine ausgesprochene Begabung für den Unterricht«, sagte Dr. Haines eines Abends zu mir.

»Ich zeige keine Milde und lasse meine Schüler hart arbeiten.«

»Sie wecken in den Kindern den Wunsch, Ihnen eine Freude zu machen.«

Wenige Tage später erklärte Dr. Haines, dass er nun alles für mich getan hätte, was in seiner Macht stand. Meine Tante quar-

tierte mich kurzerhand in ihrer Wohnung in einer engen Straße nahe beim Strand ein, und in diesem gemütlichen Nest hockte ich wie ein zerzauster Kuckuck mit ständig aufgesperrtem Schnabel. Während des Tages machte ich mich in ihrer guten Stube breit, und nachts schlief ich in dem Bett, das sie mir auf dem Sofa zurechtmachte. In diesem Sommer stank der Fluss wahrlich bestialisch.

Ich erkannte rasch, dass es meiner Tante nicht gut ging, dass ich ihren Haushalt durch meine unüberlegte Attacke mit dem Waterloo-Orden ernsthaft belastet hatte und meine Gegenwart ihr, auch wenn sie das zu verbergen suchte, nur eine Last sein konnte. Ich hörte, wie sie in den dunklen Stunden vor Tagesbeginn stöhnte, und beobachtete, wie die Krankheit ihren Körper langsam zerstörte.

Eines Tages, als wir nach dem Dinner Tee tranken, reichte meine Tante mir meinen Waterloo-Orden.

Schwer und kalt lag das Metall in meiner Hand. Ich betastete das Band mit dem breiten, blutroten Streifen zwischen dunkelblauen Rändern. Schließlich ließ ich den Orden von der Handfläche neben die Teebüchse gleiten und schob ihn zu meiner Tante hinüber.

»Woher hast du ihn?«

»Der Richter hat ihn mir gegeben«, sagte sie. »Du weißt schon, der nette, der im Peninsulakrieg gedient hat. Er sagte, dass der Orden dir gehört und du ihn dir verdienst hast.«

»Aber ich habe ihn weggeworfen.«

Meine Tante schüttelte den Kopf. »Nein, du hast ihn nach Captain Stanhope geworfen.«

»Bleibt sich das denn nicht gleich?«

»Nein.« Fast flehend fügte sie hinzu: »Du solltest lieber stolz darauf sein, Tom. Du hast ehrenvoll für den König und dein Land gekämpft.«

»So ehrenhaft war das wirklich nicht«, murmelte ich. Aber ich nahm den Orden an mich, um ihr eine Freude zu machen, und schob ihn in die Tasche. Dann erklärte ich, weil eines das andere

nach sich zog: »Ich muss mir eine Stellung suchen. Ich kann dir unmöglich länger auf der Tasche liegen.«

Zur damaligen Zeit fand man nur sehr schwer Arbeit. Insbesondere als gesunder Irre, der eine frühere Lehrtätigkeit ohne Zeugnis aufgegeben hatte und dem es an Qualifikationen und Einfluss mangelte. Meine Tante Reynolds jedoch hatte in früheren Jahren als Haushälterin für Mr. Bransbys Familie gearbeitet, weshalb er ihr noch immer wohlgesinnt war. Zuweilen hängt das Glück, ja manchmal sogar das ganze Leben, an solchen Fäden, solch zufälligen Erinnerungen, Gewohnheiten und Zuneigungen, die uns unsichtbar mit unseren Mitmenschen verbinden.

Dies alles erklärt zur Genüge, weshalb ich geradezu darauf brannte, am Montag, dem 13. September, meine Stelle als Hilfslehrer an der Manor House School in Stoke Newington anzutreten. Am Abend zuvor verließ ich das Haus meiner Tante zum letzten Mal, wandte mich nach Osten Richtung City und betrat schließlich die London Bridge. Eine Weile sah ich zu, wie das Wasser grau und träge zwischen den Piers dahinfloss und Schiffe flussaufwärts oder -abwärts unterwegs waren. Schließlich tastete ich nach dem Orden in meiner Tasche, zog ihn heraus und warf ihn ins Wasser. Da mein Blick dabei stromaufwärts gerichtet war, bemerkte ich, wie sich die kleine Scheibe beim Fallen mehrmals um sich selbst drehte und aufblitzte, als sie die Strahlen der Abendsonne einfing. Spurlos versank sie im Wasser, als ob sie dorthin gehörte. So, als ob sie nie existiert hätte.

»Warum habe ich das bloß nicht schon früher getan?«, fragte ich laut. Zwei Ladenmädchen, die in diesem Augenblick Arm in Arm an mir vorbeischlenderten, lachten mich an.

Ich erwiderte ihr Lachen, worauf sie kichernd die Röcke rafften und eilig davonhasteten. Es waren hübsche Mädchen, und ich fühlte, wie sich leises Begehren regte. Eine der beiden war groß und dunkel und erinnerte mich ein wenig an Fanny, meine erste Liebe. Wie Blätter im Wind wirbelten die Mädchen davon, und ich beobachtete, wie sich ihre Körper unter den Kleidern be-